

Jonathan Guggenberger – Opferkunst

Jonathan Guggenberger studierte Bildende Kunst, Film- und Politikwissenschaft in Berlin. Er forschte zu ästhetischen Strategien politischer Mobilisierung in den sozialen Medien u.a. an der Hebrew University in Jerusalem. Für die taz, Freitag und Tagespiegel schreibt er über digitale Bildkulturen, Erinnerungspolitik und Antisemitismus in Kunst und Kultur.

Edition
TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

1. Auflage: Berlin 2024

© Edition Tiamat, Verlag Klaus Bittermann

www.edition-tiamat.de

Herausgeber der Critica Diabolis: Klaus Bittermann

Buchcovergestaltung unter Verwendung eines Gemäldes von

Ferdinand Dölberg: *When Criticism reflects* (2022)

Rechte: Ferdinand Dölberg / Galerie Anton Janizewski

ISBN: 978-3-89320-322-2

Jonathan Guggenberger

Opferkunst

Novelle



Critica
Diabolis
335

Edition
TIAMAT

Für Zelda und Cédric

Drei Tage danach

1

»Wer nicht versteht, warum die Freiheit Palästinas Kunst ist, wird nicht verstehen, warum Aaron tot ist«, schrieb ich meiner Redakteurin in London. Schließlich war Aaron Künstler, kein Selbstmordattentäter. »Dann erklär's uns«, blinkte ihre Antwort noch einmal auf, bevor ich das Handy zur Hälfte im Blumenkübel meiner drei Meter einundachtzig großen Monstera vergrub und mich wieder ins Bett legte. Es war Nacht in Berlin. In Venedig auch. Dort war Aaron vor neunundsiebzig Stunden an einem Kreuz in Flammen aufgegangen. Der Geruch seines verbrannten Fleisches hing mir noch immer in den Kleidern.

Erklären. Dieses Wort versuchte ich, seitdem das Flugzeug in Berlin gelandet war, mit aller Gewalt aus meinem Kopf zu bekommen. Es hatte sich hinter meine Stirn geklemmt. Dicke Schweißtropfen strömten mir jetzt übers Gesicht und verloren sich in meinem Brusthaar. Immer weiter schwitzen würde ich müssen, so dachte ich mir. Immer weiter, bis ich ausgetrocknet und abgekühlt genug sein würde, um zu tun, was sie jetzt alle von mir verlangten und was mir angesichts der Umstände von Aarons Tod falsch, bieder und kalt vorkam: Zu *erklären*. Ich sollte den ihrer Meinung nach am eigenen Wahnsinn verendeten irischen Künstler Aaron

Geldof für die deutsche Öffentlichkeit noch einmal erledigen. Ihnen einen leblosen Kadaver überreichen, den sie, heuchlerisch wie sie waren, erst in die deutsche, dann in die irische Fahne wickeln würden. Nein, das Grabtuch, das Aaron selbst gewählt hatte, war, ganz eindeutig, eine Kufiya, das Tuch der Palästinenser.

Ich versuchte das aufblinkende Handy im Blumenkübel zu ignorieren – es fiel mir schwer. Irgendwie schmeichelte es mir ja auch, dass der *Guardian*, das internationale Leitmedium, auf meine Stimme wartete. Doch wer war ich, Aarons letzten Anblick mit Worten zu entweihen?

Am Kreuz, hoch über dem Vaporetto und den Gondeln, hatte er gehangen. Höher noch als die fetten Jachten der Oligarchen, links neben dem Eingangstor zum vollgestopften Biennale-Garten, irgendwo zwischen deutschem Nazi-Pavillon und einem der vielen Campari-Pop-Ups. Mitten in der Tourimetropole Venedig, die in ihrem Herzen noch immer byzantinisch war. Da hatte er gehangen, der irische Künstler und war in Flammen aufgegangen. Um ihn versammelt: Eine taatenlos staunende, eventbetäubte Menge, zu der leider auch ich gehört hatte. Der stocksteife Deutsche, der wieder mal nur zugeschaut hatte bei der *völligen Verbrennung*, beim Holocaust.

Diese Ohnmacht nagelte mich auch jetzt noch aufs Bett. Ich fühlte mich wie Captain Willard aus »Apocalypse Now«: Gefangen in einem Fiebertraum aus Schweiß und bernsteinfarbenen Erinnerungen an den Flammentod von Unschuldigen. Nur war Berlin noch

immer nicht Saigon. Und auch der coole Deckenventilator fehlte mir. Der brummende Bass rotierender Hub-schrauberflügel, die mich in den Vortex meiner Erinnerung zogen. Und der ins Melodram taumelnde Sound-track von The Doors, der mich aus meinen qualvollen Erinnerungen wieder zurück zur noch qualvolleren Gewissheit meiner Situation führen würde. Der meinen Fiebertraum beenden, der mir zuflüstern würde: »This is the end, beautiful friend, the end«. Doch war es das wirklich, das Ende? War Aaron einfach nur tot – für immer? Was blieb mir denn von ihm?

Zunächst nur das ungeduldige Interesse der Weltöffentlichkeit – das im Takt der Nachrichten meiner Redakteurin aufblinkende Handy-Display. Mit jeder Nachricht brach sich das Displaylicht an den spitzzulaufenden Löchern in den Blättern meiner Monstera. Wie flammende Feuerzungen stieg das Licht zur Decke auf. Mein eigener brennender Dschungel – *my own private Vietnam*. Ein Auftrag.

Doch wer war mein Colonel Kurtz? Wen musste ich tief im Dschungel finden, um Aarons Tod zu erklären? Es war ja kein teuflisches Napalm, das aus Ami-Hub-schraubern auf Aaron niedergeprasselt war. Es war Haushaltsbenzin, das er routiniert über sich selbst gegossen hatte, bevor Edward, Emily und Anna ihn ans Kreuz nagelten und anzündeten. Keine perversen Amis waren schuld, keine imperialistischen Römer, nur seine eigenen Apostel, er selbst, wir alle.

Wie also sollte ich das unbestimmte Etwas erklären, das der Kern von Aarons Performance war – das der Kern aller Kunst ist? Wie Aarons Transzendenz erklä-

ren, wenn es nicht das eine große Hindernis, den einen großen Gegner gab? Keinen entscheidenden Grund, keinen Schuldigen, dem man Aarons Tod vorwerfen konnte? Oder wie erklären, dass dieser eine große Gegner zwar existierte, aber der deutschen Öffentlichkeit als so unaussprechlich galt, dass er sich im Geheimen hinter tausend kleinen Gegnern versteckt hielt, die alle zusammen dafür gesorgt hatten, dass mein liebster Freund Aaron, nur dreiundzwanzig Jahre nachdem er auf einer florierenden Kartoffelfarm am Fuße des Mount Hanover im Norden Irlands geboren wurde, dass dieser Aaron Geldof, dieses unbeugsame Kind, an einem Kreuz in Venedig den Opfertod gestorben war? Wie sollte ich das erklären?

Drei Tage und siebeneinhalb Stunden war Aaron jetzt tot und es zeichnete sich bereits das befürchtete Bild des Grauens ab: Trauerzüge, die Angehörige, Freunde und Bewunderer des Märtyrers veranstaltet hatten, wurden von deutschen RoboCops im Namen der Staatsräson niedergeknüppelt. Mama Geldof wurde die Einreise aus Irland untersagt, weil die Grenzpolizei das Symbol der Irish Republican Army, das an Mama Geldofs Reiserucksack angenäht war, mit dem der Hamas verwechselt hatte. Der Zentralrat der Juden wünschte sich von der Innenministerin ein Eilgesetz, das den Titel von Aarons Werk, »Palestine will set us free!«, unter Androhung lebenslanger Haftstrafen verbieten würde. Und die klickgeilen Hetzer von Springer schossen im Sekundentakt mit Push-Meldungen um sich, die überschrieben waren mit: »Aus Judenhass ans Kreuz ge-

schlagen«, »Burning Man in Venedig: Künstler grillt sich selbst für Gaza« oder »Israel im Kreuzfeuer«.

In den Newsrooms wurde mit großen Löffeln der standardmäßige Gifttrunk angerührt: Die Massen lockte man damit gefügig in den Glauben, Aarons Martyrium sei antisemitischer Terror gewesen und nicht die Rückkehr der Moral in eine zuvor durch ironische Distanziertheit sinnlos und irrelevant gewordene Gegenwartskunst. Und so kam es, dass noch bevor Aarons Brandleiche abgekühlt war, die rechte Dogwhistle seitenlanger Feuilleton-Aufmacher den Kommandoschrittpfiff und die Mehrheit ihr wie Lemminge folgte. Bis an den Rand der Totengrube, wo schon rücklings in einer Reihe aufgestellt, alle Unliebsamen standen: Die indigenen Künstler, die queeren Kuratorinnen, die Expats, die Palästinenserinnen, die Migranten, die Hijab-Girls, die Andersdenkenden, kurz: *The resistance* – und zum Abschuss freigegeben waren. Das war doch, was Deutschland immer schon ausgemacht hatte: Feindbestimmung und Massengrab. Nur jetzt eben als Handlanger der israelischen Regierung, nicht mehr nur der deutschen Industrie.

In der *FAZ* schrieb einer der Herausgeber höchstpersönlich einen scheinheilig fragenden Meinungsartikel: »Tod in Venedig: Droht jetzt die Eskalation?« Im provinziellen München kramte die *Süddeutsche Zeitung* einen oberfränkischen Lokalreporter aus, mit dem ich zufällig in Nürnberg aufs Gymnasium gegangen war und der sich seit neustem nicht mehr für Bürgerbräukeller, sondern für Synagogen interessierte. Sein Name war Charly. Charly hieß eigentlich Karl Josef und fragte in spalteri-

schem Ton: »Irischer Skandalkünstler in Venedig: Brandopfer oder Brandstifter?«

Nur auf das alte Empire war noch Verlass: In Großbritannien bewahrte man Ruhe, wenn ein irischer Künstler sich für die Freiheit Palästinas und den Widerstand gegen die israelische Besatzung opferte. Man bewahrte Ruhe und wartete – auf mich. Der *Guardian* wartete auf mich!

Und ich stand plötzlich angezogen an meiner Wohnungstür, die Schnürsenkel noch offen, aber den Schlüssel schon in der Hand, und fragte mich, ob mein Körper vielleicht doch klüger war als mein Kopf, weil er ohne mich mit unnötigen Zweifeln zu behelligen, entschieden hatte, zu tun, was das einzig Richtige war: Rauszustürmen auf die Straße, und der Welt, oder zumindest den kinderwagenschiebenden Eltern vom Neuköllner Weichselplatz, zuzuschreien, was in diesem Land alles falsch lief. Dass sie hier in Frieden ihre Kinder hüteten, während in Gaza gerade palästinensische Kinder von israelischen Gasbomben vernichtet wurden. Dass sie alle mal wieder nichts gelernt hatten, nur darüber diskutierten, ob Hunde-Eis mit Leberwurstgeschmack zu Cynar Spritz passte, und auch ansonsten wegschauten oder keine Fragen stellten, wenn der eine Künstler, der wirklich nicht mehr *complicit* sein wollte mit dem Gaza-Genozid, durch eine mediale Hexenjagd als krimineller Antisemit verleumdet wurde. Alles, was sie wollten, war, endlich die Probleme dieser Welt stummstellen und wieder eine glückliche Volksgemeinschaft sein zu können.

In meiner Vorstellung riss ich den Eltern ihre Kinder

aus den Händen und fuhr auf einem Schiff mit ihnen nach Palästina, wo wir zusammen mit Aaron Olivenbäume auf dem Berg von Garizim pflanzen würden, unweit von Nablus City. Im Norden und Süden der Stadt würden wir die Flüchtlingslager befreien, der Nakba ein Ende setzen. Jedem zu trinken und zu essen geben und gemeinsam, mit unseren bloßen Händen, die jahrhundertalten Kalkschichten aufbrechen, die Last der Geschichte abtragen und den Samen des Neuen pflanzen. Fortan würde die Nablus-Olive ein Zeichen des Friedens sein, an den bekanntlich gerade niemand mehr glaubte. Die Berliner Kinder von Nablus würden in den Augen der Welt zu Hoffnungsträgern eines nachhaltigen Friedens in Nahost werden: Solange sie lebten, sollte es keinen Krieg mehr geben. Sie würden Aarons Vermächtnis sein. Sein Friedensprojekt. Das Leben würde wieder wie in 1930er Jahren sein können, als hier in Nablus noch Juden und Palästinenser, Deutsche und Briten friedlich zusammenlebten – eine utopische Gemeinschaft, der nur der zionistische Terror, die brandstachende Staatsgründung Israels, die Katastrophe, *an-Nakba*, ein blutiges Ende gesetzt hatte. Unsere Kinder würden noch den alten Zusammenhalt erfahren können. Die Morgenröte, das einfache aber gerechte Leben zwischen Olivenhain und Widerstand.

Mir fiel plötzlich ein, dass immer noch Nacht war in Berlin und ich, sollte ich meine Wohnung wirklich verlassen, nur auf Amphetamin-Zombies und spanische Touris stoßen würde, die nach neun Gläsern Rioja auf der Weserstraße und einer Stunde Techno-Tiktoks gerade dabei waren, sich gegenseitig die Lederharnische

zu schnüren, um das erste und wahrscheinlich auch einzige Mal, einen Gruppenausflug ins KitKat zu machen. Ich musste mir also eingestehen, dass mein Unterfangen ohnehin ganz umsonst gewesen wäre, denn: Wenn mit solchen arglos hedonistischen Nachbarn noch nicht einmal das Friedensprojekt Nordneukölln zu stemmen war, wie sollte ich sie dann dazu bewegen, mit mir und den Kindern nach Nablus zu kommen?

Ich zog die Schuhe wieder aus, ließ die Tür im Schloss liegen und begab mich zurück in meine Captain-Willard-Stellung ins Bett. Das Handy blinkte gerade nicht auf, der Dschungel war einen Moment lang verschwunden und in der Ecke gegenüber schlief, beneidenswert ruhig, Bel Ami. Seine zarten braunen Glieder hatte er mit Bedacht über die spitzen Ohren gelegt, unerschüttert war er geblieben vom Erdbeben, das Aarons Tod zweifelsohne war. Klar, dachte ich mir, wenn ich ein Hund wäre wie du, kein Journalist, dann würde auch ich nicht nervös werden, wenn mir die Worte fehlen.

Einen Moment lang schwand die Ohnmacht, es tobte plötzlich die Wut in mir: Wie konnte Bel Ami so unbekümmert daliegen und schlafen, während ich, sein treuster Gefährte, durch die Wohnung kreiste, wie eine blutleere Mücke, aufgescheucht von der Gewissheit, dass mein einziger wirklicher Freund, lieber für Palästina gestorben war, als mit mir weiterzukämpfen? Ich schob meine Hand jetzt langsam gegen den Rücken einer dickbändigen Ausgabe von Achille Mbembes »Necropolitics«. Die hatte ich extra gestern noch auf den Nachttisch gelegt, kurz bevor Thalia Palfinger zum Kondolieren vorbeigekommen war, mich mitleidend

gefickt hatte und wieder gegangen war. Allerdings nicht ohne vorher eine Stunde lang von ihrem neuen Roman zu erzählen, der bei Hanser erscheinen sollte und ganz bestimmt ein Bestseller werden würde. Dafür hatte ihr Vater, obwohl er schon tot war, bereits mit seinem Namen gesorgt und eine Armada an feministischen Book-Tokerinnen würde es auch. Ich stieß jetzt das Mbembe-Buch über die Tischkante, sodass es mit einem lauten Knall auf den geschliffenen Dielen landete. Aber anders als erwartet, schreckte Bel Ami nicht auf. Er blinzelte nur leicht mit dem linken Auge und versank dann wieder in seinem selbstgerechten Schlaf. Meine Wut wich der Angst, bald noch einen Freund weniger zu haben, und der Gedanke daran ließ mich noch einmal hilflos zurück aufs Bett sinken.